Die Kunst der Komik
Am Beispiel von Karl Valentin und Liesl Karlstadt (08/2007)
(mit Ausflügen zu einigen verwandten Geistern)

Valentin Ludwig Fey
Geboren 1882 in der Au
Gestorben 1948

Ich verzichte zunächst auf theoretische Ausführungen. Stattdessen führe ich mit einem praktischen Beispiel in die Kunst der Komik ein.

(Jetzt Abspielen einer Tonaufzeichung des berühmten Ententraums mit Karl Valentin und Liesl Karlstadt)

Der Herbert Achternbusch ist ein schräger Typ. Ebenso schräg wie der Karl Valentin. Bei einem Interview soll Achternbusch zu Valentins Komik etwas Erhellendes sagen. Und was sagt da der Achternbusch? Er sagt:

„Ja, wos soll denn i über den Valentin sag'n.
Der hat ja über mi a nix g'sagt."

Sollen wir da stehen bleiben? Aber nein, es ist zu früh, um zu Abend zu essen.

Soll ich über den Valentin etwas sagen? Wo er doch über mich auch nix gesagt hat. Ich zögere.

Ich werfe einen scheuen Blick schräg über die Schulter. Versteckt sich der Valentin in einer Ecke? Lauscht er?

Ja, lieber Valentin „über die Kunst der Komik, Deiner Komik" soll ich reden. So steht's im Programm.

„Ja, do legst di nieder", sagt der Valentin und grinst frech.

Wartest Du darauf, Valentin, dass ich in den Feuchtwiesen der Theorie in einem Moorloch steckenbleibe? Du magst es ja nicht, wenn die Leute „gescheit daherreden", wenn sie sich „geschwollen ausdrücken".

Die Intellektuellen, diese Mandarine des Geistes, die magst Du nicht besonders. Und ein Theoretiker bist Du nicht. Du hast Deine Lehre bei den Gassenbuben in der Au gemacht, bei den Handwerksleuten, den Dienstmädchen, den Wäscherinnen. Zur Schule bist Du nicht gerne gegangen. Die Schule, das war eine Zuchthausstrafe, sagst Du. Aber lang hat ja diese Knechtschaft nicht gedauert. Sieben Jahre nur.

Ich kann mich nicht erinnern, dass Du Dich selbst und Deine Kunst einem gescheiten Feuilletonredakteur gegenüber auf den theoretischen Punkt gebracht hättest. Auf eine Art, dass wir ein für allemal wüssten, woran wir mit Dir sind.

Du hast nicht über Komik referiert. Du WARST schlicht und einfach komisch. Eine Sache des Seins, nicht des Redens über etwas. Keine Sache der Analyse oder der Reflexion.

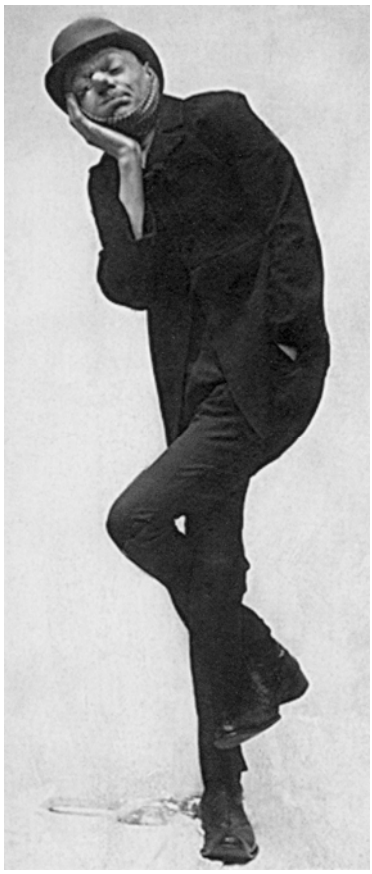
Komik, so steht es im Lexikon, „ist jede Art übertreibender, Lachen erregender Kontrastierung, sei es mit den Mitteln des Wortes in Vers und Prosa, der Geste oder eine Handlung selbst.“ Es geht also um einen Konflikt widersprüchlicher Prinzipien.

Jetzt seufzt der Valentin.

Und Sie, liebe Zuhörer, Sie seufzen auch.

Ja, was mach ich da?

Ich zeige Ihnen zuerst mal ein paar Bilder von dem Valentin:



Valentin über sein Aussehen:

(Anmerkung: Alle folgenden Valentin-Zitate: Karl Valentin „Gesammelte Werke in einem Band“, Piper-Verlag, 1985)

„Ach, es ist doch schrecklich!
- gwiß,
Wenn der Mensch recht mager ist;
Ich bin mager, welche Pein,
Mager wie ein Suppenbein.“

„Was muss ich denn verbrochen haben, dass mich die Natur gar so grauslich zsammgricht hat … Ja, jetzt tut’s es ja noch, aber früher solln S’ mich gsehn haben, gleich nach der Geburt, da hab ich ausgeschaut wie a Salami … Und trotzdem ist die Magerkeit mein Lebensretter, denn wie ich einmal in Afrika war bei den Kannibalen, da haben mich die Menschenfresser erwischt und haben mich braten wollen. Da haben s’ a Feuer gmacht und haben mich auszogen – wie mich die auszogen gsehn haben, sind s’alle davonglaufen, weil’s denen graust hat von mir, und mein Leben war gerettet.“

Da bin ich aber froh, Valentin, dass Dich die Kannibalen nicht gefressen haben. Nun, eitel bist Du nicht. Du betonst das Grausliche auch noch. Erfindest die Legging, um Deine dürren Beine so recht zur Geltung zu bringen. Verlängerst Dir die Nase. Schneidest Grimassen. Rollst die Augen. Soviel Schweinshaxen kannst Du gar nicht essen, um die Ecken, die Kanten, die Spitzigkeiten gefällig auszupolstern.

Nein, komisch bist Du schon im und mit dem Unmittelbarsten und Eigensten – Deinem Körper.

Wenn man sich Dich, Valentin, anschaut, dann darf man die Liesl Karlstadt nicht auslassen.

Liesl Karlstadt – Elisabeth Wellano
Geb. 1892 in München
Gestorben 1960
Volksschule, Einser-Schülerin, Berufswunsch: Lehrerin, aber die Familie – Vater Bäcker – ist arm. Lehre bei der Firma Eder, Verkäuferin beim Kaufhaus Tietz;

1911, mit 19 Jahren, lernt sie Valentin kennen

Hier ist sie:

(Bild 1 – Liesl als Kapellmeister)

Und da ist sie noch einmal:

(Bild 2 – Liesl als Chinese, das „Chinesische Couplet“ vortragend.)

(Jetzt Abspielen einer Tonaufzeichnung des Couplets)

Und noch einmal:

(Bild 3 – Jugendportrait der Liesl Karlstadt)

Eine schöne Frau, finde ich. Und eine Frau, sie sich nicht scheut, aus sich eine komische Figur zu machen. Das ist anstrengender als von Natur aus komisch zu sein. Der Valentin ist immer der Valentin. Aber die Liesl spielt viele Rollen: die Apothekerin, den Firmling, den Kapellmeister der „Orchesterprobe“, die Rundfunkansagerin im „Antennendraht“, den Lehrling im „Photoatelier“ und den Lehrling im „Verhexten Scheinwerfer“, die Schallplattenverkäuferin, den Chinesen, die Frauen der Unterschicht in der „Erbschaft“, dem „Christbaumbrettl“, dem „Theaterbesuch“ usw. usw..

Der Don Quichote Valentin hat in der Liesl, diesem weiblichen Sacho Pansa, mit sicherem Instinkt, eben aus dem Bauch heraus, wie er’s immer gemacht hat, die ideale Partnerin gefunden. So etwas wie seinen lichten Schatten.

Die Liesl müht sich ja beharrlich, die Fahne des Realitätsprinzips zu schwenken. Und vor diesem Hintergrund der Normalität kann sich das Surreale des Valentin umso besser entfalten und zum Leuchten kommen. An ihrer (gespielten) Bodenständigkeit arbeitet er sich ab – resultatlos natürlich.

Leicht hat es die Liesl mit Dir, Valentin, nicht gehabt. Du stehst auf der Bühne und kannst Dich nicht mehr an das Skript erinnern. Dann muss die Liesl soufflieren, und zwar so, dass es

das Publikum nicht merkt. Oder Du änderst Deinen Text spontan während der Aufführung. Dann muss die Liesl improvisieren.

Auch was das gemeinsam verdiente Geld angeht, so bist Du, Valentin, durch und durch spontan. Du steckst Dein Geld und das Geld der Liesl in hirnrissige Unternehmungen. Zum Beispiel in Dein Panoptikum. Das ist ein Kuriositäten- und Gruselkeller mit Wasserleichen, Folter- und Hinrichtungsszenen. Dann legst Du eine Pleite hin, wie sie im Buche steht. (1935). Die Liesl weint. Sowas muss man aushalten können.

Im April 1935 macht sie einen Selbstmordversuch – geht in die Isar. Wird gerettet und geht für einige Monate in die Psychiatrie. So lustig ist es, komisch zu sein.

Was ist denn nun das Besondere an diesem Monster Valentin und seiner Kunst?

Ich sage es so:

Valentin ist wie alle großen Komiker abgrundtief pessimistisch.

Seine Kunst entfaltet sich als ein ewiges Gerangel mit der Sprache. In diesem Ringkampf mit dem Wort werden die Unfälle und Abstürze unseres Daseins nie eingeholt, geglättet und beruhigt. Wir holen uns unweigerlich eine blutige Nase.

Kommunikation ist nicht der Kitt eines Miteinanders, sondern das Teufelselexier des Auseinanders. Alles bleibt ungelöst, alles bleibt in der Fragwürdigkeit.

Gegenüber dem Metaphorischen und dem Poetischen stellt sich Valentin absichtlich blöd und beharrt auf dem Wortwörtlichen. Dieses Wortwörtliche fieselt er ab wie ein Hühnerbein, um schließlich den abgenagten Knochen mit einer Geste ungesättigter Resignation von der Tafel einer grundsätzlich unmöglichen Verständigung auf den Müll zu werfen.

Aber nicht nur die Worte versagen sich – die Dinge tun es auch.

Sie sind widerständig, boshaft, eigensinnig. Wir können sie nicht beherrschen. Wir sind ungeschickte Zauberlehrlinge, die es nie zur Meisterschaft bringen werden. Die Geister, die wir riefen, treiben ihr hämisches Spiel mit uns.

Anders als Ödipus scheitert Valentin niemals tragisch. Es sind nicht die Götter, nicht das Schicksal, es ist nichts Metaphysisches, das über ihm waltet. Seinem Scheitern wohnt keine Größe inne, nicht das Sich-Bewähren zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Sein Scheitern ist ein Alltäglichliches. Wir kennen das. Sie und ich. Wir alle, die wir die Rätsel der Sphinx nicht lösen können. Die wir keine Botschaften der Götter vernehmen.

Mit dem Erhabenen hat Valentin nichts im Sinn. Wir Menschlein, Sie und ich, sind bei Valentin so nackt wie der Kaiser in Hans-Christian Andersens Märchen. Auf die betrügerischen Weber, die den eitlen Höflingen weismachen, nur besonders kluge Menschen vermöchten das Gespinst wahrzunehmen, fällt ein Valentin nicht herein. Das Kind Valentin sagt:

„Der Kaiser/der Mensch ist nackt“.

(Bild des nackten Kaisers/Sandskulptur, Dänemark 2005)

Dänemark feiert 2005 den 200. Geburtstag von H.-C. Andersen. Künstler aus aller Welt haben die Märchenfiguren von Andersen in Sand auferstehen lassen. Ein flüchtiges Material, das es an den Stränden Dänemarks in Fülle gibt. Wind und Regen geben es nach wenigen Monaten der Natur zurück. Was bleibt ist die Erinnerung.

Ob Valentin Philosoph war? Bestimmt kein Systemphilosoph wie mein lieber Kant.

(Karikatur – Kant, Senf anrührend)

Dem weiß ich Dank dafür, dass er die valentineske Unübersichtlichlicht der Erscheinung in ordentliche Schubladen sortierte und immer wieder den passenden Schraubenzieher fand, um die stets reparaturbedürftige Maschine des „In-der-Welt-Seins“ zu justieren. So etwas beruhigt ja ungemein.

Schon eher war Valentin ein Kyniker, ein dürrer räudiger Hund, der das Bein hebt und auf die zerbrochenen Flügel des Ikarus pinkelt.

Ich will das nun in einigen Beispielen klarer machen.

Zum Abfieseln (Abnagen) des Wortwörtlichen:

„Das Christbaumbrettl“

Wie wir alle wissen, hat das Weihnachtsfest seine Tücken: Die Mutter kocht, die Kinder plärren, der Vater muss ein Christbaumbrettl für den Baum am Viktualienmarkt besorgen und zurechtschneiden. Der Baum ist zu schmücken. Das Fest der Liebe hat seine Risiken und Nebenwirkungen. In der Regieanweisung zum „Christbaumbrettl“ beschreibt das Valentin so:

„Der Vater kommt mit zwei langen Brettern herein, bleibt damit an der Hängelampe hängen, stößt alles um, der Tisch fällt auseinander, der Fliegenfänger klebt ihm im Gesicht, ein verzweifeltes Durcheinander entsteht.“

Aber schließlich ist es so weit: Der Baum steht. Das Fest kann beginnen:

Die Mutter:

So, du zündest jetzt amal den Baum an, und ich bring derweil die Kinder.

Der Vater:

Die hast schon einmal gebracht. (Anm. HG: „Ein Kind bringen“/bayrisch = „Ein Kind gebären“)

Die Mutter:

Ich mein, ich bring s’herein.

Sie geht ab. Der Vater nimmt ein Zündholz und zündet den Baum unten an.

Die Mutter kommt herein und schreit:

Was machst denn da, du zündest ja den Baum an!

Der Vater:

Du hast doch gesagt, ich soll den Baum anzünden!

Die Mutter:

Ich hab doch gemeint, die Kerzen.

Der Vater:

Den Baum, hast gsagt.

Die Mutter:

No ja, wie man halt so sagt.

„Im Schallplattenladen“ hat man auch seine Not mit den Wörtern:

KV: Sagen S’amal, haben Sie die Platte von der Freiwilligen Sanitätskolonne, das „Sanitätslos“ oder so ähnlich?

Verkäufer: Wie meinen Sie, das Sanitätslos?

KV: Ja, das Sanitätslos.

Verkäufer (*im Katalog nachsehend):* Wie soll das heißen? Das Sanitätslos?

KV: Nein, das Sanitätslos – allein.

Verkäufer: Nur „Das Sanitätslos“?

KV: Ohne Nur!

Verkäufer: Also Sanitätslos!

KV: Ohne Nur und ohne Also.

Verkäufer: Sanitätslos!

KV: Ja – Die mein ich!

Verkäufer: Nein, eine solche Platte gibt es nicht.

(Es stellt sich dann heraus, dass Valentin den Titel verwechselt hat. Er wollte das „Seemannslos“)

Oder:

Der Verkäufer:

Nein, die Meyerbeer-Platten haben wir zur Zeit nicht mehr, die sind ausgegangen.

KV: Wohin?

Oder:

Eine Verkäuferin:

Kommen Sie mal hier an den Tisch, dann zeig ich Ihnen noch verschiedene Platten.

KV: Gestorbene Platten?

Misslingende Kommunikation – oder das Teufelselexier das Auseinanders:

Bei Schaja

Verkäuferin: Sie wünschen?

KV: Eine Leica.

V: Zur Zeit haben wir leider keine da.

KV: Wann bekommen Sie wieder welche?

V: Schauen Sie in vierzehn Tagen wieder her.

KV: Herschauen! Ich seh so schlecht. Außerdem wohne ich in Planegg, 15 km von München entfernt, und so weit sehe ich nicht.

V: Ich meine, kommen Sie in 14 Tagen wieder her.

KV: Kommen, ja. Und da haben Sie Leicas bekommen?

V: Vielleicht.

KV: Vielleicht? Ich kann ja auch nicht vielleicht kommen, ich komme bestimmt.

Dissonanzen im Orchester – misslingende Kommunikation – und der Widerstand der Dinge – hier: Instrumente)

(Jetzt Vorführung der „Orchesterprobe“, Karl Valentin und Liesl Karlstadt, Bild und Ton, die letzten 12 Minuten)

Nun ein weiteres Beispiel resultatloser Kommunikation auf bayrische Art. So etwas passiert aber immer seltener, weil es auf einem Quadratkilometer Land kaum noch zwei Menschen gibt, die diesen Dialekt beherrschen. Außerdem ein Lehrstück über die Mentalität meiner bayrischen Landsleute:

„Schwieriger Kuhhandel“
(Ich habe keine Tonaufzeichnung gefunden.)

Es gibt 4 Mitspieler:

Einen Bauern; den spricht der Ewald
Einen Viehhändler, den spreche ich
Eine gscheckerte (bunte) Kuh
Eine einfarbige Kuh
(Der Viehhändler interessiert sich für die einfarbige Kuh)
.
Viehhändler: Was kost de Kuah?

Bauer: Die is net billig.

V: Was s’kost, möcht i wissen.

B: Müaßt i zerst d’Bäurin fragen.

V: Ja, ghört de Kuah dir oder der Bäurin?

B: Die ghört uns mitanand.

V: Ob s’ dir alloa ghört oder der Bäurin, oder euch alle zwoa mitanand, des is mir gleich, i möchte nur wissen, was s’ kost.

B: Die gscheckerte hint waar billiger.

V: Was DE kost, möchte i wissen. (Zeigt auf die einfarbige Kuh)
V zur Kuh: Di hab i net gfragt, da Bauer soll mir's sagn.

B: Wennst heut a Kuah kaffst, derfst as Geld net oschaugn.

V: I will ja ,s Geld net oschaugn, i will's ja ausgebn, nur muaßt ma'sagn, wie viel i ausgebn muaß für de Kuah?

B: Für de gscheckerte dahinten?

V: Naa, für DE da!

B: I an deiner Stell tat die gscheckerte kaffa, weil: de is zwar net so schwar und kost net sovui als wia de da.

V: Ja Bauer, i woaß ja no gar net, was de da kost, vui weniger de ander dahinten.

B: Ja, möchst denn alle zwo kaffa?

V: Naa – bloß oane, und zwar de da.

B: Warum na grad de teure?

V: De teure? Ja Bauer, dann muaßt ma do zerst an Preis sagn von de zwo Küah, sonst woaß i doch net, ob de oa teuer is oder de andere.

B: Freili is de oa teurer als de andere, sonst warn s' ja alle zwoa gleich im Preis.

V: Ja da Preis is ja mir aa gleich, i tua ja net handeln, i kaff dir ja die Kuah um jeden Preis o.

B: Um jeden Preis? Ja, jede Kuah hat ja bloß oan Preis.

V: Freilich ko oa Kuah net zwoa Preis hamm – so gscheit bin ia selber, es gnügt mir ja aa, wenns d' ma bloß oan Preis sagst.

B: Den Preis von da gescheckerten?

V: Naa – von DERA da!!

B: Ich hab dir's doch gsagt, von dera woaß i koan Preis, da muaß i warten, bis d' Bäurin kimmt.

V: Wann kimmt denn d'Bäurin?

B: Des hat s' ma net gsagt – des müasset da Miche, da Knecht, der müassat's wissen.

V: Ja, na fragst halt an Miche, wenn d'Bäurin kimmt.

B: Ja, mei, da Miche is net da, der arbeit im Wald drauß.

V: So – ja und wann kimmt denn da Miche hoam?

B: Des woaß i aa net – des müasset aa d'Bäurin wissen.

V: So, des woaß aa bloß d'Bäurin – Und was die Kuah kost, das tat aa bloß sie wissen. Die woaß eigentlich vui … schad, dass nia da ist … ja … na kemma oiso koa Gschäft macha.

B: Schad!

V: Also na pfüat di Gott, Bauer.

B: Pfüat di Gott aa!

(Wie Sie sehen, kapitulieren wir Bayern vor der Widerständigkeit der Worte in sanfter Resignation.)

Zu den widerständigen Dingen und zum ungeschickten Zauberlehrling brauche ich keine Beispiele mehr zu bringen: Wir haben das bei der „Orchesterprobe" und beim „Christbaumbrettl" schon gesehen. Wenn Valentin den Ort der Handlung verlässt, ist die Bühne ein einziges Chaos („Firmling").

Ein Nachwort zum kynischen Aspekt der Komik:

Warum können wir über dieses Chaos des Misslingens lachen? Ist es die Schadenfreude? Nicht in erster Linie, sage ich. Nicht selten stellen wir uns dumm an und wenn wir bemerken, dass das anderen auch passiert, so entlastet das ungemein. Diese Katharsis durch Entlastung will ich nun schildern.

Und zwar an einem Beispiel von Wilhelm Busch. Der teilt mit Valentin den Pessimismus, den spöttischen Blick auf den nackten Kaiser Mensch, die Unfälle des Zauberlehrlings. Anders als Valentin ist Busch den langen Weg durch die Gefilde der „Bildung" gegangen – das macht einen Unterschied in der Darstellung und vor allem in der Sprache, die die Dinge auf den Punkt bringt. Busch räumt das Haus der Sprache auf. Valentin hinterlässt es im Chaos und einer grundsätzlichen Fragwürdigkeit.

Anders als Valentin steht Busch nicht auf der Bühne und gibt selbst den Versager. Das Versagen delegiert er an die fromme Helene, den Lehrer Lämpl, die Pfaffen und all die anderen komischen Figuren seines Universums.

Ich war 7 Jahre alt, als mir ein Onkel einen Auszug aus Wilhelm Busch schenkte: „Der Zylinder". Ich konnte gerade eben die Verse entziffern und war sofort fasziniert. Warum wohl? Es genügt zu sagen, dass ich als Kind oft hingefallen bin, mir die Knie aufgeschlagen habe, das Kleid ruiniert habe.

(Alle folgenden Busch-Zitate aus: Wilhelm Busch „Und die Moral von der Geschicht", Herausgegeben von Rolf Hochhuth im Bertelsmann Lesering, 1959)

(Erstes Bild, Joseph im Festgewand mit Zylinder, Handschuhen und Gebetbuch)

Josephitag ist, wie du weißt,
Ein Fest für den, der Joseph heißt.
Drum bürstet, weil er fromm und gut,
Auch dieser Joseph seinen Hut.
Und macht sich überhaupt recht schön
Wie alle, die zur Metten gehn.
Hier geht er aus der Türe schon
Und denkt an seinen Schutzpatron.

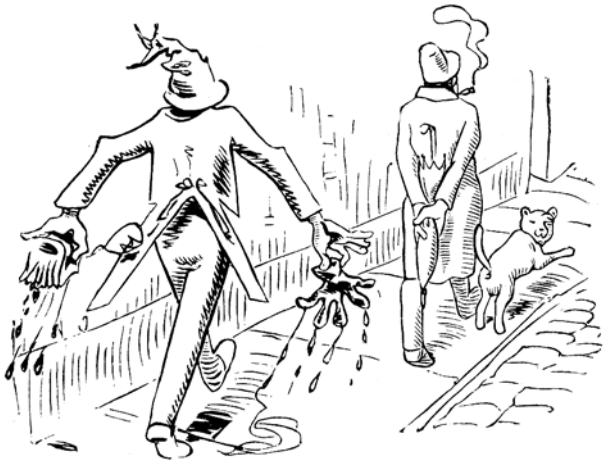
(Der Wind weht, lüpft den Rock einer molligen Maid, Joseph vergisst, seinen Hut festzuhalten.)

Ja siehst du wohl,
das war nicht gut!
Jetzt nimmt der Wind
Dir deinen Hut!

(Joseph legt Gebetbuch und Handschuhe auf einer Treppe ab. Rennt dem Hut hinterher. Stolpert über einen Stein.)

Wutschi – der Joseph liegt im Saft.
Der Hut entfernt sich wirbelhaft.

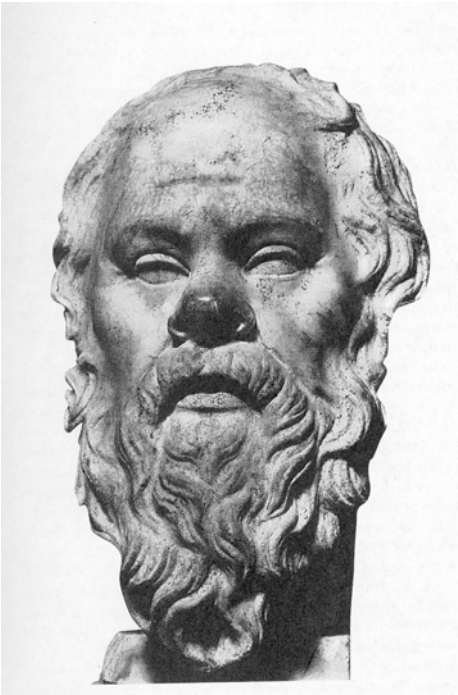
(Ein alter Herr mit Hund kommt vorbei. Der Hund pinkelt auf Gebetbuch und Handschuhe, ein Soldat hält den Zylinder auf, indem er ihn mit einem Bajonett aufspießt.)



Der Herr mit seinem Hund geht fort,
und Joseph schreitet auch nach Haus. –
Er sieht nicht mehr so stattlich aus.

Sie sehen: Wilhelm Busch ist wie Valentin ein Verkünder des Chaos.

Zur Demontage der Erhabenheit – Oder. Woody Allen schlüpft in die Sandalen des bewunderten Philosophen Platon und schreibt eine „Apologie“ der anderen Art



Socrates

Das Erhabene, ganz zu schweigen vom „Aufgeblasenen“, wird bei den großen Komikern immer zurechtgestutzt durch den Verweis auf das Menschlich/Allzumenschliche. Der Geist ist immer schwach. Bei Valentin ist das implizit gegenwärtig. Beim Intellektuellen Woody Allen kommt das explizit zu Wort.

Sie kennen die platonische „Apologie“ des Sokrates, mit der er sich 399 v.Chr. gegen den Vorwurf der Asebie, der Gottlosigkeit, verteidigt. Die Athener haben den Peloponnesischen Krieg verloren. Damit auch die Vorherrschaft über die Seehandelswege. Die besten Zeiten sind unwiederbringlich vorbei. Die Religion erstarkt, wie immer, wenn es den Menschen schlecht ergeht. Haben uns die Götter das Unglück geschickt? Müssen wir sie versöhnen?

In der Volksversammlung sitzen 501 Bürger als Laienrichter. Der Ironiker Sokrates hätte sich mit einer „freiwilligen Spende“ aus der Affäre ziehen können. Er hatte reiche Freunde, die sie für ihn aufgebracht hätten. Statt dessen provoziert er die Athener mit seiner „Apologie“. 360 Athener stimmen schließlich für das Todesurteil, 141 sind dagegen.

Sokrates erwartet das Urteil der Athener. Woody Allen, der Amerikaner, ist Sokrates.

Das Stück heißt„MEINE Apologie“ (Ich habe es auf die Pointe eingedampft).

Allen leitet den Text ein:

(Alle folgenden Zitate aus Woody Allen „Allen für alle – Seine besten Stories. Aus dem Amerikanischen von Benjamin Schwarz, Luchterhand Literaturverlag 1992)
„Von allen berühmten Männern, de je gelebt haben, wäre ich am liebsten Sokrates gewesen. Nicht bloß, weil er ein großer Denker war, denn ich bin dafür bekannt, selbst über einige ziemlich tiefgründige Einsichten zu verfügen …

Nein, was mir diesen Weisesten aller Griechen so anziehend machte, war sein Mut im Angesicht des Todes …

Ich muss gestehen, dass ich viele Male versucht habe, in die Sandalen dieses großen Philosophen zu schlüpfen, aber ganz gleich, wie oft ich das tue, immer nicke ich auf der Stelle ein und habe den folgenden Traum …

Schauplatz ist meine Gefängniszelle. Gewöhnlich bin ich allein und knoble an irgendeinem tiefgründigen Problm des rationalen Denkens herum, wie zum Beispiel: Kann ein Gegenstand

ein Kunstwerk genannt werden, wenn man ihn auch zum Ofensaubermachen benutzen kann? …Alsbald werde ich von Agathon besucht…“

Wir brauchen nun als Requisit den Schierlingsbecher. Hier ist er. Ich spreche sowohl den Schüler des Sokrates namens Agathon sowie den Henker. Ewald spricht Woody-Sokrates.

Woody-Sokrates erkundigt sich nach dem Ausgang des Scherbengerichts:

Agathon (lässig) antwortet:

Ich fürchte sehr, die Nachricht ist von Übel. Du bist zum Tod verurteilt worden.

Allen-Sokrates (erhaben):

Ach, es macht mich traurig, dass Streit ich im Senat verursacht haben sollte.

Agathon (trocken):

Kein Streit. Man war sich einig.

Woody-Sokrates (kleinlaut): Tatsächlich …?

Agathon: Beim ersten Wahlgang.

Woody-Sokrates:

Wann soll der Urteilsspruch vollstreckt werden?

Agathon:

Heute … Die Kerkerzelle wird benötigt …

Woody-Sokrates (zögernd):

Äh .- haben sie gesagt, was genau sie mit mir vorhaben?

Agathon:

Den Schierlingstrank.

Woody-Sokrates (verwirrt):

Den Schierlingstrank?

Agathon (gelassen):

Du weißt doch, diese schwarze Flüssigkeit, die sich durch deinen Marmortisch gefressen hat.

Woody-Sokrates:

Tatsächlich?

Agathon:

Nur einen Becher voll. Allerdings haben Sie noch einen Reservebecher, falls du was verschütten solltest.

Woody-Sokrates:

…äh, kam der Begriff „Verbannung“ je zur Sprache?

Agathon:

Sie hörten letztes Jahr mit dem Verbannen auf. Zu viel Verwaltungskram …..

Henker (sehr professionell):

Also – da wären wir. Wer kriegt das Gift?

Agathon (ungerührt; zeigt auf Woody-Sokrates):

Der da.

Woody-Sokrates (verzagt):

Oje, das ist aber ein großer Becher. Muss das denn so dampfen?

Henker (trocken):

Ja, und trink alles aus, denn oft ist das ganze Gift unten am Boden.

Woody Allen kommentiert: Sie packen mich und trichtern mir mit Gewalt den Schierling ein. Hier wache ich normalerweise schweißgebadet auf, und nur ein paar Eier und Räucherlachs beruhigen mich wieder.

-o-o-o-

(Als Betthupferl anschließend Sketche in Bild und Ton von Loriot, z. B. „Der sprechende Hund“)